

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

7 (9.1.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 7 — 1915

Karlsruhe, den 9. Januar

General Joffre.

Max Nordau macht in der „Vossischen Zeitung“ interessante Ausführungen über den Führer der französischen Armeen:

Der höchstbefehlende der französischen Seere in diesem Kriege, General Joffre, ist von Geburt Katalane und stammt aus den Niederpyrenäen, aus Ribesaltes im Roussillon. Er ist von übermittelgroßer, breiter und schwerer Gestalt, seine großen blauen Augen blicken gerade und scharf. Man kann nicht sagen, daß ihn der gegenwärtige Krieg geöffnet hat. In Frankreich kannte man ihn auch früher und stellte ihn sehr hoch. Der russische Generalstab hielt große Stücke auf ihn. Der englische General French, der ihn wiederholt bei den großen Feldübungen an der Arbeit sah, setzte sein volles Vertrauen in ihn. Doch im Frieden kann man einen General immer nur theoretisch werten. Seine Probe kann er erst im furchtbaren Ernst des Krieges bestehen. Und zu dieser gelangte der 1852 geborene General Joffre erst in dem Alter Moltkes beim Ausbruch des dänischen Krieges. Die einzige Gelegenheit, die er vorher gehabt hatte, sich als Führer zu bewähren, bot ihm nur sein Zug nach Timbuktu zur Rettung der Reste der unglücklichen kleinen Truppenmacht Bonniars, der den Luaregs in einen Hinterhalt gegangen und von ihnen fast aufgerieben worden war. General Joffre schlug die verschleierte Mäuer und eroberte die Wüstenstadt, aber die Wüstenstadt hatte einen zu entlegenen Schauplatz und zu kleine Verhältnisse, um ihn sofort weithin berühmt zu machen.

Als Deutschland Frankreich den Krieg erklärte, war General Joffre seit zwei Jahren der Vorsteher des Großen Generalstabs und als solcher dem Namen nach zweiter, in Wirklichkeit eigentlicher Vorsitzender des obersten Kriegsrates, dessen erster Vorsitzender sätzungsgemäß der jeweilige Kriegsminister ist. Die Behörde setzt sich aus ehemaligen kommandierenden Generälen zusammen, die vorbestimmt sind, im Ernstfall an die Spitze eines Heeres gestellt zu werden. Um das Amt eines Leiters des obersten Kriegsrates zu erlangen, mußte er sich im Heere großen Ansehens erfreuen. Das war sein Fall. Er ist aus einer gelehrten Familie hervorgegangen. Er war Genieoffizier, seiner Fachbildung nach Mathematiker von solcher Tüchtigkeit, daß er im Polytechnikum mit Henry Poincaré, einem der größten mathematischen Genies des letzten Jahrhunderts, um die Palme hatte ringen können, aus Neigung und von Beruf Kriegingenieur und Naturwissenschaftler. Lange Zeit war er im Kriegsministerium Vorsitzender des technischen Ausschusses zur Prüfung der Erfindungen, die ein militärisches Interesse haben können. Er verfiel jedoch nie in fachimpulsive Einseitigkeit und wachte bei seinen Kameraden wie bei seinen Untergebenen immer, seit er zu höheren Verwendungen berufen wurde, die Überzeugung, daß er alle Eigenschaften eines Führers besitze, der den Aufgaben eines solchen in ihrem ganzen Umfang gewachsen sei.

Alle Welt fand es selbstverständlich, daß General Joffre den Höchstebefehl übernahm, als mobil gemacht wurde. Seine Unterführer waren monatelang der breiten Öffentlichkeit unbekannt. Der einzige allen geläufige Name war zu Beginn des Feldzuges und eine ganze Weile darüber hinaus der seine. Er hatte das Glück, das Vertrauen des Heeres und Volkes von vornherein zu besitzen und durch alle Dunkelheiten und Enttäuschungen des Anfangs zu bewahren.

Was ihm diese bevorrechtete Stellung sicherte, das waren ursprünglich nicht so sehr seine Leistungen, von denen man noch nichts wußte, als seine Charaktereigenschaften. Diese sind es, die ihn zu der Ausnahmeseiung machen, die er unfraglich ist.

Der Glaube ist weit verbreitet, und von militärischen Fachschriftstellern und Geschichtsschreibern oft ausgedrückt worden, daß es einer aristokratischen Monarchie weit leichter ist, einen großen Feldherrn hervorzubringen, als einer demokratischen Republik, weil eine hochadlige oder prinzipale Persönlichkeit oder gar die Majestät selbst von der Geburt an die Gewohnheit des Befehls und die aus ihr hervorgehende Selbstsicherheit und Autorität besitzt, die angestrichene Rücksicht auf die öffentliche Meinung nicht kennt, von der sie sich unabhängig und über die sie sich erheben weiß und in ihren Entschlüssen vom Gaißen nach Volkstümlichkeit unbeeinflusst ist, während in der Demokratie der Heerführer immer nach der Masse schieben, immer mit den wechselnden Stimmungen der Volksstimmung rechnen, immer besorgt fragen muß, wie seine Handlungen und Unterlassungen auf die Menge wirken werden, in deren Hand sein Schicksal liegt. Der Fall Joffre zeigt die Tatsache einer derartig verallgemeinernden vorgefaßten Meinung. General Joffre geht aus dem bürgerlichen Mittelstande hervor. Seine Geburt erhebt ihn nicht über den bescheidensten seiner Landsleute. Sein Ansehen verdankt er seinem Amt und seiner überragenden Persönlichkeit. Seinem Rang nach ist er Divisionsgeneral wie seine Heeres- und Korpskommandanten, also nur ein „Erster unter Gleichen“, da es seit dem Tode der letzten Marischälle des Kaiserreichs, Mac Mahon und Canrobert, keinen höheren Rang als den eines Divisionsgenerals mit weißer Straußfeder am Zweifelhut und drei Sternen am Kormel (Korpskommandant) im französischen Heere gibt und erst jetzt durch ein besonderes Gesetz, in Voraussicht notwendiger Belohnungen und Beförderungen nach Beendigung des Krieges, Titel und Sold eines Marischalls wieder eingeführt worden sind. Aber die Ranggleichen geborden willig seinem Oberbefehl, unterwerfen sich widerspruchslos seiner Ueberlegenheit, und empfinden sich als Untergebene und

ihn als Vorgesetzten von unantastbarer Autorität, wie nur irgend die Marischälle und Generale Napoleons diesen gewaltigsten Willensmenschen geschichtlicher Zeiten empfinden konnten.

Seine innere Unabhängigkeit ist General Joffres größte Stärke. Er ist ganz und gar auf sich selbst gestellt. Seine Persönlichkeit ruht in sich und sucht keine äußere Stütze. Er fühlt sich vor seinem eigenen Urteil und Gewissen verantwortlich und macht einer anderen Meinung keinerlei Zugeständnis. Die Volkstümlichkeit ist ihm gekommen, ohne daß er sie gesucht hat. Er hat sich nie um sie bemüht. Die modernen Klänge der Reklame verachtet er. Jede theatralische Haltung ist ihm fremd. Er verabscheut es, sich in Szene zu setzen. Er ist zu sehr Mathematiker und Geometer, um Redensarten zu machen. Er denkt, spricht und handelt so schlicht, daß er immer an Theoreme erinnert. Nach der Schlacht an der Marne sagte ihm einer seiner Generalstabsoffiziere: „Wissen Sie, mein General“ (in Frankreich kennt die Heeresprache keine Erzählung), „daß Sie den größten Sieg der Weltgeschichte errungen haben? Was können Sie jetzt noch wünschen?“ Er erwiderte: „Die baldige Ruhe in meinem Häuschen der Niederpyrenäen.“ Und er meinte, was er sagte.

Als er es nach der verlorenen Schlacht von Charleroi für nötig hielt, vor den siegreichen deutschen Heeren in fluchtähnlichen Eilmärschen bis an die Aisne und die Marne zurückzuziehen, tat er, was nach seiner Ansicht die Lage erforderte, ohne sich lange die Frage vorzulegen, was das französische Volk zu diesem Rückzug fast bis in die Befestigungslinie von Paris sagen würde. Seit zehn Wochen hält er sich von Compiègne und Soissons, über Argonne und St. Mihiel bis zur Grenze bei Mofelbrück, seit fünf Wochen an der Aisne und Moser, von Neuport über Verdun bis Arras in einer Verteidigungslinie, die, von einigen aus- und einspringenden Winkeln abgesehen, in der Hauptachse unverändert geblieben ist. Er fühlt die Ungeduld um sich wachsen. Er hört die von Hunderten in seiner Umgebung gestellte Frage: „Worauf warten wir, um vorzugehen?“ Obgleich er keine Zeitungen liest, weiß er doch, daß täglich in Dutzenden Leitartikeln immer nachdrücklicher darauf angepielt wird, daß die Natur des französischen Soldaten den Angriff fordert und daß dessen beste Eigenschaften in der Verteidigung verkümmern oder mindestens brach liegen. Es ist ihm bekannt, daß man ihn den Zauderer nennt und daß nicht jeder den Titel Kunstfator als eine Lobpreisung gebraucht. Er läßt all das sich nicht anfechten. Er folgt seinem eigenen Gedanken und weicht den anderen zu Gefallen nicht um Haarsbreite von ihm ab. Und die Soldaten verstehen ihn oder glauben ihn zu verstehen. Er zieht die etwas farblose Verteidigung dem ungleich glanzvolleren Angriff vor, weil sie sehr viel weniger Opfer kostet. Er geht mit dem Blute seiner Truppen. Er glaubt, daß er das deutsche Heer durch geduldiges Ausharren ermüden und erschöpfen wird, und überläßt ihm das immer wieder erneuerte heldenmütige Anstürmen. Sein Heer ist zu jeder Anstrengung bereit, weiß es ihm aber dennoch dank, daß ihm für Theatralik des Schlachtfeldes jeder einzelne seiner Leute zu schade ist.

Ueber seine Feldherrnbegebung wird man erst urteilen dürfen, wenn der Feldzug als Ganzes abgeschlossen vor den Augen des Geschichtsschreibers liegt. Bis jetzt hat er keine auffallende Originalität verraten. Alle Philologen des Krieges, von Friedrich dem Großen, Napoleon, Jomini, Clausewitz bis Moltke, v. d. Goltz und den jüngeren Moltkeschülern, haben immer als das erste Gebot des Führers gelehrt, seinen eigenen Willen dem Heinde aufzunötigen. General Joffres Strategie gehorcht diesem Gebote nicht. Er hat bisher nicht ein einziges Mal den Versuch gemacht, seinen Willen gegen den der deutschen Heeresleitung durchzusetzen. Er hat alle seine Anstrengungen darauf gerichtet, zu verhindern, daß die deutsche Heeresleitung ihren Willen ausführt. Um es kurz auszudrücken: seine Strategie war bisher nicht positiv, sondern negativ. Zu Beginn des Feldzuges verurteilte er, einen eigenen Plan zu verwirklichen. Er brach in das Oberelsaß ein. Der Plan eskalierte vollständig. Sein Heer mußte das Elsaß räumen und unter schweren Verlusten über die Grenze zurückgehen. Er behielt kalt Blut, setzte mit einer harten Bestimmtheit, die kein Jögern kannte, Generale ab, die sich nicht bewährt hatten, ernannte an ihrer Stelle andere, die man jetzt in Frankreich mit Stolz nennt — die Foch, Michal, Sarraill, Maud'huy, Mauroury, Dubail —, und stellte die Lage wieder her. Manche Sachkenner entschuldigen seine Fehler vom August damit, daß er damals mit einem höchst unvollkommenen Werkzeug arbeiten mußte, mit einem ungenügend zahlreichen, wenig geübten, mangelhaft bewaffneten und mittelmäßig geführten Heere, und daß seitdem alle diese Bedingungen sich sehr gebessert haben. Jedenfalls hat er im Mißgeschick keinen Augenblick den Kopf verloren und ist in der Niederlage ebenso ruhig geblieben wie später, wo er auf die Rückkehr des Waffenglücks rechnete.

Für seine Geschicklichkeit in der Behandlung der Menschen und seinen Takt spricht das ausgezeichnete Verhalten, das er zum englischen und belgischen Oberbefehl herzustellen verstanden hat und zu unterhalten weiß. Generale im Felde sind sehr empfindlich, und sie sind es doppelt und dreifach, wenn sie einem fremden Führer gehorchen sollen. Zwischen General Joffre und den ihm unterstellten Briten und Belgiern hat es nie eine Reibung, ein Mißverständnis, einen Schatten gegeben. Das allein würde genügen, um ihn als Charakter von ungewöhnlicher Bedeutung zu kennzeichnen.

Die glücklichsten körperlichen Eigenschaften ergänzen seine moralischen Qualitäten. Dieser 63jährige nimmt es

an Frische und Spannkraft mit seinem jüngsten Leutnant auf. Er weiß nicht, was Müdigkeit ist. Er arbeitet achtzehn Stunden täglich, und wenn es sein muß, zwanzig. Er widmet seinen Mahlzeiten zwanzig Minuten. Er ist in Speise und Trank von äußerster Mäßigkeit. Er verlagert sich jeden Luxus, selbst jede Bequemlichkeit. Und dieses Spartanertum beeinträchtigt seine volle Leistungsfähigkeit in keiner Weise.

Alles in allem stellt General Joffre einen neuen Typus in der französischen Kriegsgeschichte dar, ganz verschieden von den Condé, Heinrich IV., Turenne, Gode, Napoleon, Bugeaud; nicht brillant aber solid.

Aus feldpostbriefen.

Weihnachtsbescherung.

Nr. 292. Auf Vorposten, 20. Dez. 1914.

Liebe Redaktion! Der mir übermittelte Glückwunsch zum Jahreswechsel erreichte mich auf Vorposten in dem herrlichen Mofelstale. Selbstredend zögere ich nicht, Ihnen denselben zu erwidern, wenn ich selber auch zugeben muß, daß ein solcher Wunsch in der Jetztzeit nur ein rein theoretischer ist, denn Krieg heißt Unglück in jeder Beziehung.

Gegenwärtig sind wir in einem malerisch gelegenen Teile Frankreichs in Position. Die Weinberge und die dazu gehörenden großen Weinkeller, die aber jetzt so ziemlich leer sind, erinnern daran, daß diese Gegend im Frieden herrliche Zeiten erlebt haben muß. Und heute kann man sagen, daß dieser Landesteil der ärmste ist, den man sich denken kann. Wohin das Auge blickt, Weinberge verwüdet und mit Schlingengräben durchzogen, die Holzpfähle an den Rebstücken dienen schon lange als Brennholz, Hopfenanlagen und Auen fallen gleich großen Strecken Waldes ebenfalls diesem Zwecke anheim und das verheerende Element Granate besorgt die Zerstörung der Häuser. So verdirbt in kürzester Zeit ein Krieg jahrzehntelanges Aufarbeiten, hundertjährige Kultur.

Wie die Gegend allgemein, so sind deren Bewohner im besonderen noch heimgesucht. Viele Familien sind vertrieben, deren Oberhaupt, Söhne oder Brüder, wie bei uns, im französischen Heere stehen. Seit Beginn des Krieges fehlt diesen Truppen zu Hause aber auch jede Nachricht über deren Verbleib. Keine Zeitung unterrichtet sie über den Stand der Dinge. Nahrungsfragen treiben sie dazu, von ihren „Reihen“ Brot und Essen zu erbitten. Resigniert stehen sie alle den Ereignissen gegenüber, sie wollen keinen Krieg. Wie glücklich müssen sich demgegenüber unsere Angehörigen dabei fühlen. Kein Kanonenschuß stört oder beängstigt sie. Felder, Wälder und Gehäuslichkeiten prangen in ihrer Pracht. Die Post hält sie dauernd in Verbindung mit den übrigen im Felde, wiewohl ein Unterschied zwischen Siegern und Besetzten —!

Weihnachten, die „selige Zeit“, ist nun vorüber. Hat sie auch nicht den so sehr erwünschten Frieden über die Wälder gebracht, so doch den Frieden (wenigstens momentan) in Tausende von Soldatenherzen. Das war ein großes Stück Arbeit, das die Post zu bewältigen hatte. Jeder hatte, manche drei bis vier, am Weihnachtsabend sein 5 Kilopaket in Händen! Da gab es ein Auspucken, ein Bewundern des Angekommenen, ein dankbares Heimdenken für all das Mühsche und Brauchbare. Wer zu viel hatte und es nicht mitschleppen konnte, gab gerne seinem Kameraden, der noch nötig hatte. Die Weihnachtsfeier der Kompanie und die anschließende Bescherung jedes Einzelnen trug zur Erhöhung der Stimmung sehr bei. Eine kindliche Freude war auf dem Gesicht jedes Einzelnen zu lesen, vergrößert noch dadurch, daß es uns seit langer, langer Zeit wieder einmal vergnügt war — hier, wenn auch nur in geringerer Menge, zu erhalten. In dankenswerter Weise haben dazu noch karlsruher Geschäftsleute ihrem Landsknecht-Bataillon recht ansehnliche und teilweise sehr wertvolle Liebesgaben zukommen lassen. Das war eine Weihnachtsfeier im Felde! So schön sie auch war, es hatte trotzdem keiner den Wunsch, nochmals eine solche zu erleben.

Einige Tage vor Weihnachten hatten wir allerdings auch eine weniger angenehme Aufgabe zu erfüllen. Wir hatten eine Stellung zu besetzen, wo uns die Franzosen nur 50 Meter gegenüber lagen. Acht Tage vorher hatte dort ein Gefecht stattgefunden, die Franzosen wollten durchbrechen, was aber mißlang. So lagen kaum 20 Meter vor uns wie eine Schilfenlinie noch deren Tote. Das war ein graufiger Anblick, der selbst dem eingetübtesten und schon mit manchen Erlebnissen dieser Art vertrauten Krieger nachdenklich stimmen mußte. Wie wenig Wert hat doch im Kriege ein Menschenleben —!

Im zweiten Jahre meiner aktiven Dienstzeit benutzte mein damaliger Kompaniechef die Beförderung einiger Kameraden zu Gefreiten, um mir unter anerkennenden Worten für meine Tätigkeit bei der Ausbildung der Rekruten das Bedauern auszusprechen, daß er nicht auch mich zu einer solchen Auszeichnung vorschlagen könne. So traf mich der Krieg als „Gemeiner“ an. Heute bin ich schon fast ein Vierteljahr Unteroffizier und wird Ihnen diese Kenntnis sicher Veranlassung geben, in der Zusendung der Zeitung eine kleine Adressenänderung vorzunehmen.

Ein Kamerad erhielt zu Weihnachten von seiner lieben Frau ein Paar Handschuhe mit dem ausdrücklichen Vermerk „für Sonntag“ zugehickt. In treuer Zucht und warmer Weise erzählte er mir dies. Wir lachten beide herzlich.

Wissen sich die zu Hause den Sonntagstriege vorstellen —!
Es grüßt Sie herzlich
al.

Soviel Liebe und kein Mädels.

Aus dem Argonnenwalde erhält die „Frankfurter Zeitung“ folgenden Stoffscher:

Liebeshandschuh trug ich an den Händen,
Liebesbinden wärmten meine Lenden,
Liebesohr schlingt nachts ich um den Strogen,
Liebesohr wärmt den kühlen Magen,
Liebestafel füllt die Liebesstiefel,
Morgens wach ich mich mit Liebesstiefel,
Liebesohr ist erlabend,
Liebestiefel leuchten mir am Abend,
Schreib ich mit dem Liebestiefel tiefe
Liebesgabendankesbriefe.
Wärmt der Liebestiefel nachts den Schädel,
Seufz ich: „So viel Liebe — und kein Mädels!“